

Op. cit.

Wer kennt sie noch, die berühmte Formel „Op. cit.“ Im Anmerkungsapparat, und vor allem: wer weiß noch um ihren rechten Gebrauch? Früher war es üblich, Literatur bei den Fußnoten bzw. Anmerkungen anzugeben, wo sie tatsächlich benutzt wurde, und zwar in voller Länge. In den folgenden Fußnoten konnte der Literaturtitel mit „op. cit.“ abgekürzt werden. Wurde der Titel erst nach großem Abstand (mehr als 10 Fußnoten weiter) wieder zitiert, mußte die volle Literaturangabe wiederholt werden. Wie oft suchte man jedoch vergeblich, von einem „op. cit.“ ausgehend, das gesamte Buch nach der Erstnennung durch? Wahrscheinlich sind die neuen Zitierregeln da ein großer Fortschritt. Die Chicagoer Richtlinien sehen die Abkürzung jeden Buchtitels durch Autor/Stichwort und Jahreszahl (Erscheinungsdatum) vor, und eine alphabetische Liste aller zitierten Titel wird an einer Stelle – meist am Ende – eingefügt.

Dieses ganz für sich stehende Literaturverzeichnis ‚erleichtert‘ den Umgang mit der Literatur freilich auch in anderer Hinsicht: Die Kontrolle darüber, ob Literatur tatsächlich verwendet worden ist, wird undurchsichtiger. Dabei kann es von großer Wichtigkeit sein, in einem bestimmten Zusammenhang gewisse Literatur zu nennen – nicht unbedingt wichtig für den Autor, aber für den zitierten Wissenschaftler. Das Maß, wie oft ein bestimmter Forscher in anderen Publikationen genannt wird, ist nämlich konkret nachprüfbar und kann etwas über den Erfolg dieser Person aussagen.

Mit dieser Methode jedenfalls gehen die Naturwissenschaften vor, die ihre Literatur mit *impact-factors* messen. Qualität eines Autors und Qualität einer Publikationsreihe (Zeitschrift) lassen sich dadurch berechnen und in genaue Relationen setzen. Ein eigenes Institut – Institute for Scientific Information (ISI) – verarbeitet dafür jährlich etwa 27 Millionen Zitate. Diese bibliometrischen Zahlenkolonnen sind vielfach auswertbar: Sie sagen etwas aus über die „Halbwertszeit“ wissenschaftlicher Fortschrittsberichte (wie lange wird ein bestimmter Zeitschriftenartikel zitiert?), sie sorgen für *rankings* in Berufungskommissionen, bestimmen die Mittelvergabe bei Forschungsprojekten, befördern ganze Forscherkarrieren – oder knicken sie.

Das Vertrauen, das in ungefähr vierzig Jahren in dieses scheinbar objektiv arbeitende, wissenschaftliche Arbeiten quantifizierende System gesetzt wurde, bröckelt in jüngster Zeit. Es stellte sich heraus, daß das System manipuliert werden konnte. Einige Zeitschriften bzw. Autoren sorgten für bestimmte Zitate, wodurch eine Zeitschrift oder ein Forscher über Gebühr Ansehen gewann (vgl. Richard Monastersky: *The Number That's Devouring Science*, in: *The Chronicle of Higher Education* 52, 2005; zitiert von Jürgen Kaube: *Zitierst Du mich, zitier' ich Dich*, in: *Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung*, 16. Oktober 2005).

Die Geisteswissenschaften werden diese amerikanischen Zahlenspielerien der Naturwissenschaftler zunächst belächeln und behaupten, dies sei nicht übertragbar. Doch verändert man einzelne Parameter und Ausdrücke, werden manche Verhaltensweisen auch in unseren Wissenschaften auffällig. Im Fach Kunstgeschichte ist ja nicht zu fragen, wann neue Erkenntnisse veraltet sind. Wichtiger wäre die Frage,

wann neue Erkenntnisse überhaupt zur Kenntnis genommen werden? Die Mühlen der Geisteswissenschaftler mahlen bekanntlich besonders langsam. Eine Frist von drei bis sieben Jahren scheint eher die Regel als die Ausnahme zu sein. Selbst in Dissertationen ist dies zu beobachten. Ferner gibt es auch bei uns ein *ranking* der Verlage. Gewisse Publikationsreihen gelten als besonders karrierefördernd, andere eher als blockierend. Die wenigsten Doktoranden werden dieses Spiel durchschauen, das doch so ernste Konsequenzen haben kann.

Bei den Rezensionen geisteswissenschaftlicher Literatur fällt außerdem auf, daß die Besprechung eines Buches meist erst dann erscheint, wenn die Verlage den wirtschaftlich relevanten Absatz schon hinter sich haben, d. h. nach einem Jahr oder noch später. Manche (viele) Bücher werden offenbar gar nicht zur Kenntnis genommen, wenn man als Maßstab die Frage anlegt, ob sie je rezensiert werden. Weitere Schwächen des Rezensionswesens unseres Faches wurden so richtig erst durch die Rezensionsübersicht klar, die in unserem *Journal* in den letzten Jahren regelmäßig abgedruckt wurde: Obwohl die Kunstwissenschaft sich als international publizierendes und reagierendes Fach versteht, werden die meisten Bücher offenbar nur in ihrem eigenen Sprachraum wahrgenommen. Des weiteren fallen viele Zeitschriften dadurch auf, daß in ihnen bevorzugt die Bücher ganz weniger Verlage besprochen werden. All dies offenbart ein Verhalten, das mit einem objektiven Besprechungswesen nicht mehr viel zu tun hat. Wenn aber Rezensionen von Büchern so bewußt von Faktoren abhängen, die mit dem Inhalt dieser Bücher überhaupt nichts zu tun haben, sondern nur mit dem Publikationsort (und dessen Werbemöglichkeiten etwa), Stellen wir ähnliche Effekte fest wie eingangs in den Naturwissenschaften geschildert. Eine Kumulierung falscher Teilergebnisse kann aber kein wirklich aussagekräftiges Gesamtergebnis erbringen. Ein rein statistisch auswertendes Verfahren von Zitaten oder Rezensionen, ihre Quantifizierung, wird damit *ad absurdum* geführt. Uns erscheinen diese Symptome auch in unserem Fach klar erkennbar zu sein. Sie offenbaren eine Mitschuld der Wissenschaften an ihrer eigenen, heftig beklagten Misere.

Dabei soll doch *Qualität* der einzige Maßstab sein, der sowohl bei einer wissenschaftlichen Arbeit als auch bei einer Besprechung zählen darf. Aus diesem Grund haben wir uns entschlossen, jegliche *quantifizierende* Methode zu unterlassen. Die Rezensionsübersicht würde aber genau diesen Effekt stärken. Darum haben wir sie mit diesem Jahr eingestellt.

JÜRGEN KRÜGER

VOLKER HERZNER